

ZUR METHODISCHEN ERFORSCHUNG DER SPRACH- VERWANDTSCHAFT. II.

Als ich hier ('12, 267 ff. '13, 289 ff.) meine Ansichten über Sprachverwandtschaft im allgemeinen auseinandersetzte, geschah dies allerdings mit Hinblick auf einen besondern Zweck; aber zum mindesten hoffte ich eine Plattform für fruchtbringenden Gedankenaustausch zu schaffen. Nun hat kürzlich ein so ausgezeichneteter und massgebender Sprachforscher wie A. Meillet in einem Aufsatz (*Le Probleme de la parenté des langues*, *Scientia* '14, 403-425) über denselben Gegenstand Ansichten geäußert die von den meinigen nicht unbeträchtlich abweichen, ohne dass er sich auf sie — wie es allerdings nach der Natur der Veröffentlichung nicht zu erwarten war — ausdrücklich bezogen hätte. So stelle denn ich hier fest an welchen Punkten sich unsere Wege scheiden und aus welchen Gründen ich auf dem meinigen beharre; denn ich beabsichtige meine baskisch-hamitischen Untersuchungen fortzusetzen, deren Berechtigung durch Meillet in Frage gestellt erscheint.

Auf die Eingangsfrage: was ist unter Sprachverwandtschaft zu verstehen? haben wir beide die gleiche Antwort : gemeinsamer Ursprung von Sprachen oder auch Ursprung einer Sprache aus einer andern. Diese Verwandtschaft beruht auf der Stetigkeit, wie Meillet sagt, des Gefühls der sprachlichen Einheit und des Willens sie zu erhalten. Ich möchte lieber die Verständlichkeit in den Vordergrund stellen, deren Grenzen viel weitere sind als die der deutlich gefühlten Gleichheit. Denn wie in verhältnismässig kurzer Zeit eine Sprache sich gründlich, ja bis zur Unkenntlichkeit verändern kann, das wäre nicht zu begreifen wenn nicht eine mehr oder weniger grosse Spielweite für Neuerungen

aller Art vorhanden wäre, die in keinem bestimmten Zeitpunkt die Verständlichkeit tatsächlich beeinträchtigen, deren Summierung aber zwischen zwei weit auseinander liegenden Zeitpunkten einen grossen Sprachunterschied zu ergeben vermag.

Eine solche Entwicklung vollzieht sich nun nicht immer in gerader Linie; es finden Ablenkungen statt, die auf Eingriffen von aussen zu beruhen scheinen. Unverbindlicher bezeichnen wir diese als Mischungen.; wir setzen sie überall voraus wo wir in einer gegebenen Sprache Tatsachen verschiedenen Ursprungs erkennen, Mischung ist aber die Signatur alles Sprachlebens, von dem des Einzelnen angefangen. Wenn Meillet statt von Mischung, von Entlehnung spricht, so glaubt er damit eine sachliche Verschiedenheit, auszudrücken. Allein diese besteht nicht; die Mosel fliesst in den Rhein und deshalb mischen sich ihre Gewässer nicht minder. „Entlehnung“ ist bestimmter, enger und somit da nicht verwendbar wo die Richtung des Vorgangs nicht klar ist. Hier müssen wir „Mischung“ sagen, weil es sich wie bei der Addition ($a + b = b + a$) zunächst um Kommutation handelt. Ist die Richtung klar, dann dürfen wir „Bei-“ oder „Einmischung“ sagen. Meillet meint, der Ausdruck „Mischung“ sei *impropre*; jedenfalls ist es der andere, „Entlehnung“ noch viel mehr, obwohl wir auf ihn nicht verzichten können und wollen. Er erweckt die Vorstellung als ob etwas aus einem an sich fremden Besitze herübergenommen würde, nicht, wie es in Wirklichkeit ist, aus dem schon angeeigneten Besitz von Fremdem. Es liegt nämlich immer und überall Zweisprachigkeit zugrunde, mag es eine noch so unvollkommene sein. Dass Zweisprachigkeit jede Art von Sprachmischung hervorzurufen vermag, steht ebenso ausser Zweifel wie dass sie eine solche nicht hervorzurufen braucht. Nicht einmal bei Kindern, wie sich z. B. aus J. Ronjats lehrreichem und anmutigem Bericht über die Sprachentwicklung bei seinem zweisprachigen Söhnchen ergibt. Ein französisches Lehngut im Deutschen wird immer aus dem Deutschen eines zweisprachigen Deutschen oder auch Franzosen stammen. Der Unterschied zwischen Älterem und Jüngerem, Ererbtem und Erworbenem spielt bei der Entlehnung keine Rolle. Vorrömisches drang ebenso ins Romanische ein wie Nachrömisches. Mancher Deutsche der in seiner Jugend nach

Amerika gekommen ist, hat anfangs sein Englisch mit vielem Deutsch versetzt, um gegen das Ende seines Lebens sein Deutsch mit vielem Englisch zu versetzen. Wäre es immer wahr was Meillet sagt, dass „les sujets bilingues qui ont le choix entre deux langues ne mêlent pas ces deux langues“ (410), so hätte ich vor dreissig Jahren mein „Slawo-deutsches und Slawo-italienisches“ nicht schreiben können — oder vielleicht nicht sollen ?

Da die Beziehung zu den Sprechenden kein festes, allgemeines Kennzeichen des Entlehnten abzugeben vermag, so sucht man ein solches in dessen eigener Beschaffenheit: entlehnt werde nur Unwesentliches; es verhalte sich mit der Sprache etwa wie mit einem menschlichen Körper dessen Haut tätowiert sei, oder wie mit einem Baum in dessen Rinde Buchstaben eingegraben seien — Knochen und Mark seien unversehrt geblieben. Aber wenn die sprachwissenschaftliche Überlieferung lehrt, das Wörterbuch sei das Veränderliche, die Grammatik das Dauerhafte, so haben diese Prädikate wiederum nur in der Beziehung auf die Sprechenden einen Sinn, und so dürften wir diese im Bedarfsfalle aus jenen folgern. Damit lassen sich indessen manche Tatsachen nicht vereinigen; so würde die Sprache der Zigeuner Armeniens ein Armenisch mit Zigeunerischem Wortschatz sein. Gegen Meillets Ausschaltung derartiger Fälle (410) lässt sich dreierlei einwenden. Zunächst stehen die Sondersprachen (*les langues particulières*) nicht in einem wirklichen Gegensatz zu den sonstigen Sprachen. Wenn ferner der Kreis für die Verständlichkeit verengert werden soll, so braucht man nur an der alten Sprache festzuhalten; die Anwendung einer andern Grammatik ist zwecklos. Endlich verdrängt diese nur allmählich die alte Grammatik und es erleidet schliesslich auch der alte Wortschatz Verluste; ich habe das für die Sprache der spanischen und der englischen Zigeuner dargetan (ZRomPh. '81, 255. Slawo-d. u. Slawo -it. 8 f.). An letzterer Stelle fügte ich hinzu: „Ich glaube, kein Unbefangener wird angesichts solcher Zeugnisse eine Mischung verschiedener Grammatiken noch als unmöglich bezeichnen.“

Eine Sprache ist ein Verständigungssystem, und in einem solchen muss dem Wortschatz die Hauptrolle zufallen. Besitzt jemand den Wortschatz einer Sprache, aber nichts von ihrer Grammatik, so wird

er sich immer mehr oder weniger verständlich machen können; aber gar nicht wenn er die Grammatik besitzt und nichts vom Wortschatz.

Meillet hat die alte Lehre in eine neue Form gekleidet: „Une langue est définie par trois choses: un système phonétique, un système morphologique et un vocabulaire, c'est-à-dire par une manière de prononcer, par une grammaire et, par certaines manières de désigner les notions“ (410). Er hätte auch den Wortschatz als System bezeichnen dürfen, als offenes, da ihm die beiden anderen geschlossene sind (systèmes fermés). Denn wie sie keinen untrennbaren Zusammenhang darstellen, so jener keine völlige Zusammenhanglosigkeit (chaque mot existe pour ainsi dire isolément). Und hermetisch geschlossen sind auch die Systeme nicht; Meillet sagt nur: „ils se prêtent peu à, recevoir des emprunts“. Auf dieses „wenig“ darf nicht zu viel Gewicht gelegt werden; es kommt darauf an ob etwas mit dem Wesen der Sprache überhaupt vereinbar ist; dann mag es hier selten sein und dort gewöhnlich.

Übrigens falte ich die Sprache anders auseinander als Meillet. Grammatik — ein Wort das am besten ganz aus der Wissenschaft verschwände — setzt er gleich mit Morphologie; die Syntax, die ich jedenfalls unter jener einbegreifen würde, wird gar nicht erwähnt. Die Morphologie aber ist nur ein Ausläufer von der Wortlehre, zu der das Wörterbuch den Index bildet; sie ist etwas Sekundäres und kann daher auch fehlen und fehlt wirklich in zahllosen Sprachen. Diese haben also nach Meillet keine Grammatik oder so gut wie keine (nur „quelques règles de position relative des mots“), und da die Grammatik für ihn das Kriterium der Sprachverwandtschaft, so ist dann das Problem unlösbar (422). Kann hier nicht der Wortschatz die Vertretung übernehmen? Muss er es nicht sogar wenn wir wissen dass auf beiden Seiten der Mangel der Grammatik oder wie ich vorzöge zu sagen, die gleiche einfachste Grammatik etwas Ursprüngliches ist? Es könnte ja überhaupt nicht mehr von Entlehnung der einen Sprache aus der andern die Rede sein, sondern nur von Verdrängung der einen durch die andere.

Sehr geeignet für die Erläuterung dieser Schwierigkeiten ist ein Fall den Meillet (411) selbst aufs Tapet bringt, der der kreolischen

Mundarten, deren Entstehung und Entwicklung im hellsten Lichte vor uns liegt. Er wählt als Beispiel das Kreolische von Martinique und behauptet: „le peu que le créole a de grammaire est de la grammaire française“; von der Konjugation sei nur der Infinitiv übrig geblieben. Aber dieser ist als Verb schlechtweg übernommen worden, durchaus nicht in seiner französischen Bedeutung, und die Grammatik ist, wenngleich wesentlich mit französischen Mitteln gebildet, keine französische; vgl. z. B. *moin ka parler* (*ka* ist portugiesisch) = *je parle*, *moin té ka parler* = *je parlais*. Sie ist aber auch keine afrikanische; sie ist eine naturwüchsige, sie beruht auf Urschöpfung. Ihrer innern Form nach, die allerdings von Meillet ganz beiseite gesetzt wird, bleibt sie die gleiche durch alle negerkreolischen Mundarten hindurch, und so dürften wir denn von einem Negerkreolisch reden das nach den Gegenden mit französischen, englischen usw. Lehnwörtern ausgefüllt wäre.¹ Dieser Fall, mein ich, lehrt uns deutlich wie wir es mit der Bestimmung der Sprachverwandtschaft zu halten haben: nicht die Sprache als ein untrennbares Ganze von diesem oder jenem Gesichtspunkt aus einzuschätzen (das *ex-ungue-leonem*-Verfahren), nicht über das was zwischen ihr und einer andern Sprache gemeinsamen Ursprung aufweist, hinauszugehen, sondern sie gebotenenfalls unter verschiedene Verwandtschaftskreise aufzuteilen. Mit andern Worten: eine Notwendigkeit Ursprachen anzusetzen besteht nicht. Mit noch andern Worten: eine genealogische Klassifikation der Sprachen ist in strenger Weise nicht durchzuführen. Wenn wir das Latein als Ursprache für die romanischen Sprachen gelten lassen, indem wir alles Nichtlateinische was sie enthalten, als „quantité négligeable“ behandeln, so werden wir doch gestehen müssen dass es dank der allmählichen geographischen Abänderung z. B. nie ein Uritalienisch, nie ein Urgalle-italienisch, nie ein Urlombardisch usw. gegeben hat. Diese Ansicht sprach ich schon 1870 in meiner Probevorlesung über die Klassifikation der romanischen Sprachen aus. Und ebenso brauchen wir, wenn wir von einer hamitisch-semitischen Ursprache ausgehen, nicht auch ein Urhamitisch und ein Ursemitisch anzunehmen. Usw.

¹Über diese Frage äussere ich mich eingehend im Vorbericht zu meiner Schrift: Die Sprache der Saramakkaneger in Surinam (Abh. der Amsterdamer Akademie d. W. 1914).

Damit hängt wieder zusammen dass Entlehntes und Urverwandtes durch keine feste Grenze geschieden sind.

Obwohl, wie sich aus dem Gesagten ergibt, Meillet und ich anerkannte Sprachverwandtschaft in ziemlich verschiedenem Lichte sehen, so kommen wir doch hinsichtlich der zur Ermittlung von Sprachverwandtschaft dienenden Mittel uns sehr nahe. Bei der Aufzählung der sprachlichen Bestimmtheiten übergeht Meillet das was in gewissem Sinne den Kern der Sprache bildet, was der Seele der Sprechenden am nächsten liegt: die innere Form. An sich lässt sie keine genealogischen Folgerungen zu, ebensowenig — und dies aus entsprechenden Gründen — wie das von Meillet an erster Stelle genannte Lautsystem. Weder die Bedeutung allein, noch das Bedeutungslose reicht dazu aus; nur die äussere Form. Nun möge mir Meillet zugeben dass eine strenge Scheidung zwischen Morphologie und Wortschatz nicht angeht, sowie ich ihm zugebe dass sich hier grosse Verschiedenheit zeigt. Nur eben nicht bloss eine, sondern zahlreiche, die eine fortlaufende Reihe in bezug auf Entlehnungsfähigkeit, bzw. Entlehnungswahrscheinlichkeit bilden. Zwischen Wörtern für „Eisen“ und „Nadel“ und solchen für „Wasser“ und „Auge“ besteht ein stärkerer Abstand als zwischen dem Vollpronomen „wir“ und dem entsprechenden „grammatischen“ Zeichen, dem Affix der 1. P. Pl. Wiederum wird gerade bei diesen Wortteilen die dem Austausch am wenigsten zugänglich zu sein scheinen, durch äussere Umstände die Beweisfähigkeit der Übereinstimmung sehr geschmälert.

Mein Versuch Beziehungen zwischen Baskisch und Hamitisch zu ergründen, auf den Meillet gegen den Schluss seiner Abhandlung zu sprechen kommt, hat bei ihm wenig Anklang gefunden, nicht etwa bloss in seinen Ergebnissen, sondern als Versuch selbst. Dabei spielt nun, von der auseinandergesetzten Meinungsverschiedenheit abgesehen, noch etwas anderes mit, was ich wohl kurz als Geschmacksverschiedenheit bezeichnen darf; doch halte ich auch hier einen Ausgleich für möglich, nur müssen Sonne und Wind gleich geteilt werden. Wenn er (421) sagt, die von mir gefundenen Übereinstimmungen zwischen Baskisch und Hamitisch seien „vagues et peu nombreuses“, so meine ich doch dass unter den anderthalbhundert Wortvergleichen — ich habe aber auch „grammatische“ Vergleichen gegeben — sich eine nicht

ganz kleine Zahl findet die auch dem strengsten Auge beachtenswert erscheinen müssen. Er fährt fort: „Il n'est pas evident qu'on ne trouverait pas entre le basque et le vocabulaire d'un groupe quelconque de langues des concordances analogues.“ Das ist in der Tat nicht evident, aber noch weniger evident ist dass man solche finden würde. Man hat ja das Baskische mit allen möglichen Sprachen verglichen; und ausser mit dem Hamitischen haben sich bisher nur mit dem Kaukasischen — nicht mit dem Uralaltaischen — der Zahl und Art nach entsprechende Ähnlichkeiten ergeben. Und ebenso muss ich ihm entgegenhalten dass wenn bezüglich der Ähnlichkeiten „on n'a aucun moyen de montrer qu'elles ne proviennent pas d'emprunts“, man auch kein Mittel besitzt sie als Entlehnungen zu erweisen. Die Frage nach solchen ist überhaupt aus einer anfänglichen Orientierung wie sie mir am Herzen liegt, ganz auszuschalten. Meine Zusammenstellung konnte nicht anders als etwas bunt ausfallen ; sie enthält auch zufällige Ähnlichkeiten und auf elementarer Verwandtschaft beruhende (Schallwörter u. a.). Von ihnen gilt es diejenigen zu scheiden die das Kennzeichen genetischer Verwandtschaft an sich tragen; ob diese als Urverwandtschaft anzusprechen ist, oder als Entlehnung (des Bask. aus dem Ham. oder des Ham. aus dem Bask. oder beider aus einer gemeinsamen Quelle), das bleibt späterer Prüfung vorbehalten. Es kommt also zunächst darauf an welcher Grad von Wahrscheinlichkeit jenen Wortvergleichen die für mich im Vordergrund stehen, von Andern beigemessen wird, und zwar wäre es erwünscht dass sie nicht in Bausch und Bogen abgeurteilt würden, sondern jede für sich. Auf Sprachgebieten die so gründlich angebaut sind wie das griechische und das lateinische, und deren Geschichte sich uns zugleich so verhältnismässig klar darstellt wie das romanische, ist nichts häufiger als dass von gleich geschulten und erfahrenen Männern der eine eine Etymologie für unwahrscheinlich hält die dem andern wahrscheinlich ist, und umgekehrt. Was dürfen wir demnach auf ganz frischem Forschungsboden erwarten? Möchten doch die *beati possidentes* es beherzigen mit wie viel Schwanken, Tasten, Fehlen — ich erinnere an das Wort von J. Grimm — der heutige Besitz gewonnen worden ist. In Ermangelung bestimmter Vorschriften wird sich lange Übung immer als förderlich erweisen, und so habe

ich gesagt : es könne in etymologischer Forschung ein gewisses statistisches Gefühl erworben werden. Meillet erklärt: „on ne peut pas fonder une doctrine sur un sentiment individuel“. Aber um die Begründung einer Lehre handelt es sich ja gar nicht und selbst wenn eine reine, nicht eben durch die Erfahrung gezügelte Subjektivität zu Tage träte, fühlt denn Meillet gar nicht wie subjektiv er selbst ist — vorzugsweise im Ablehnen? Übrigens denke ich hier nicht an Abwehr noch an Vorwurf; Subjektivität muss sein. Ohne das Persönliche gibt es keinen wirklichen Fortschritt in der Wissenschaft; wo sie nur in der richtigen Handhabung von Zirkel und Winkelmass besteht, ist auch sie nichts. anderes als Handwerk.

Juli 1914.

HUGO SCHUCHARDT.